

Peter Bichsel

Der Busant

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1282 der Bibliothek Suhrkamp

Busant heißt ein reicher Heimwehsolothurner, mit dessen Geld Solothurns Altstadt »schöngemacht« (und unbewohnbar) wird. Busant ist aber auch der Name des Vogels, der die mittelalterliche Geschichte von der schönen Magelone und dem Grafen Peter von Provence, die Geschichte einer lebenslangen Liebe und Suche, ausgelöst hat. Und die schöne Magelone ist nicht nur eine Königstochter aus dem fernen Neapel, sondern auch eine ewig betrunkene Sekretärin oder Servier-tochter aus dem heutigen Solothurn ... Zusammengekommen ergeben die Erzählungen dieses Bandes, »in acht Variationen, die lange Liebes- und Leidensgeschichte des Erzählens: welche Kraft ihm eignet und an welche Grenzen es stößt, wie es seine Gegenstände dem Lehen, aber zugleich dem Sog seiner Endlichkeit entzieht«.

Heinz F. Schafroth

Peter Bichsel
Der Busant

Von Trinkern, Polizisten
und der schönen Magelone

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2021

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998

© 1985 by Hermann Luchterhand Verlag GmbH & Co KG,
Darmstadt und Neuwied

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24303-9

Die Geschichte von der schönen Magelone ist eine alte provenzalische Sage. Der Sohn des Fürsten von Provence, Peter von Provence, liebt die Tochter des Königs von Neapel, die schöne Magelone. Da sie einen anderen heiraten sollte, raubt er sie mit ihrem Einverständnis. In einem Wald übernachteten sie. Peter erwacht und sieht, daß Magelone schwer atmet. Er öffnet ihr das Mieder, damit sie besser atmen kann. An einer Kette trägt Magelone die drei Ringe, die sie von Peter als Unterpand seiner Liebe bekam. Ein Vogel – der Busant – reißt ihr diese Ringe vom Hals. Peter verfolgt den Vogel, um ihm die Ringe zu entreißen. Er verirrt sich im Wald. Magelone erwacht und sucht Peter im Wald. Nach lebenslangen Irrfahrten durch die ganze Welt und nach lebenslanger Treue finden sie sich wieder im hohen Alter in der Provence.

Die Geschichte ist auf deutsch erstmals von einem unbekanntem Elsässer im frühen 14. Jahrhundert zu einem Vers-epos mit dem Titel »Der Busant« verarbeitet worden.

Die Idee, die schöne Magelone in Solothurn auftreten zu lassen, stammt von Wilhelm Lehmann, der in seinem Sonett auf Solothurn die schöne Magelone erwähnt.

Kosciuszko (1746-1817) ist ein polnischer Freiheitsheld, der in den amerikanischen Unabhängigkeitskriegen zum General wurde und später in Polen gegen die Russen kämpfte. Er verbrachte die letzten zwei Jahre seines Lebens in Solothurn.

Niklaus Wengi hat sich als Bürgermeister (1533) vor die Kanone der Katholiken gestellt, die auf Protestanten schießen wollten.

Bis zur Französischen Revolution war Solothurn Sitz der französischen Botschaft. Die mehreren hundert Ambassadoren arbeiteten vor allem als Söldneranwerber und bezahlten den noblen Solothurnern dafür Pensionen.

Der Busant

Eine solothurnische Operette

Unsere Polizisten, hier in dieser Stadt, sind wie alle anderen Polizisten in jeder anderen Stadt korrekt und tun ihre Pflicht. Wenn sie Bußenzettel für Parksünder ausfüllen, dann entfernen sie sich von dem entsprechenden Auto so weit, daß sie noch knapp die Nummer entziffern können, eine Art Diskretion oder Distanzierung. Sie füllen den Zettel sehr langsam aus, als wollten sie dem Parksünder die Möglichkeit geben, noch anzukommen, bevor des Polizisten Unterschrift auf dem Mandat steht. Solange die nicht dasteht, kann man mit ihm reden. Man kennt ihn mit Namen, und man spricht in dieser Stadt weder von der Intelligenz noch von der Dummheit der Polizisten, viel eher von der Rothaarigkeit, von der Dickbäuchigkeit, von der Bierfreundlichkeit, von der Zugeneigtheit für Weibliches einzelner Exemplare. Nur ganz nebenbei sei erwähnt, daß man hier in dieser Stadt nicht nur die Polizei, sondern fast alles als Ruhe vor dem Sturm empfindet und daß die Keller bis zur Decke mit Notvorräten vollgestopft sind in Erwartung irgendeines Ereignisses. Der Ort, wo sich der Bürgermeister Wengi vor die Kanone der Katholiken stellte, die auf Protestanten schießen wollten, wird heute noch von den Bürgern der Stadt gemieden. Angeblich weil dort auf dem Aaremäuerchen nun die Langhaarigen, die Hascher, die Arbeitsscheuen herumsitzen – in Wirklichkeit aber, weil auch vierhundert Jahre später keiner den Eindruck machen will, doch noch schießen zu wollen. Einen Unteroffiziersverein allerdings gibt es in dieser Stadt. Die Polizei ist bewaffnet und hängt die Pistole an den Garderobehaken, wenn sie ihr

Bier trinkt. Die beiden Polizisten, die nachts ihre Pflicht tun, sind die Patrouille. Ihre Wege sind zufällig, die Stadt ist klein genug.

Die Patrouille findet um zwei Uhr nachts in einer Ecke der Bahnstationsunterführung einen schlafenden Mann. Bärtig, schmutzig, unnötig, ihn zu beschreiben, man kennt ihn: Ueli, der Name ist exakter als eine Beschreibung, es gibt nur einen in dieser Stadt mit diesem Namen, andere Uelis müssen näher umschrieben werden. Die beiden Polizisten bleiben vor dem Schlafenden stehen, wägen ab zwischen der Pflicht und den Umtrieben, zwischen Amtshandlung und privater Hilfeleistung, wecken ihn schließlich mit einem Griff an die Schulter, einem Griff, der etwas Offizielles hat, nicht angelernt ist, aber offiziell. Wie weckt man eigentlich Menschen? Auch Zärtlichkeit ist diesem Griff nicht unähnlich. Man weckt auch immer ein kleines bißchen zu früh, und unsere beiden Polizisten hatten sich jedenfalls vor dem Wecken nicht darüber abgesprochen, wie man ihn anreden soll, ob mit Sie oder mit Du. Die, die mit Ueli überhaupt sprachen, sagten Du: »Du, Ueli.« Aber in einer Uniform ist das Du zu grob und das Sie zu amtlich. Hätte man die beiden Polizisten hinterher gefragt, wie sie ihn nun angesprochen hätten, sie hätten es wohl nicht gewußt. Sie werden ihm aber mitgeteilt haben, daß er hier doch nicht schlafen könne und daß er sich zweitens erkälten könnte und überhaupt.

Zwei Stunden später begleiteten die beiden Polizisten Ueli zurück an den Platz in der Bahnstationsunterführung, murmelten nun fast im Chor: »Guet Nacht!«, fanden das doch nicht ganz angebracht und korrigierten – nun einzeln – »Schlof guet!« Schlichen sich ab, sprachen nicht mehr davon, er-

wähnten es später in ihrem Rapport nicht, atmeten aber auf, als sie Ueli am nächsten Tag durch die Stadt schlurften sahen. Er lebt – die Erwähnung im Rapport wäre also ohnehin nicht nötig gewesen. Immerhin vorher die kleine Angst, als man ihn nicht im Restaurant »Feuerwehrhalle« in seiner Ecke hinter seinem Bier sitzen sah.

Sie hatten ihn in der Nacht zuvor in den Fond des Autos gesetzt, waren mit ihm zwei Stunden rumgefahren, drehten die Heizung etwas mehr auf und versuchten, ihm die Vorteile einer geheizten warmen Zelle gegenüber der kalten Bahnofsunterführung schmackhaft zu machen, versprachen auch Bier, versprachen Kaffee und sahen ein, daß Ueli all das nicht wollte. Sie hatten sich immerhin lächerlich gemacht, die beiden Polizisten. Sie erzählten nie davon. Wäre Ueli erfroren – Ueli wäre lieber erfroren als –, es wäre wohl ausgekommen. Man hätte ihnen wohl Vorwürfe machen müssen. Ueli sagte liebevoll: »Die dumme Sieche.«

Als Ueli starb, wurde seine Urne beigesetzt im Grabe seiner Mutter. Der Name auf dem Grab ist nicht sein Name. Wir wußten erst, als wir vor dem Grab standen, daß dies das Grab seiner Mutter ist. Jemand wußte es, und wir flüsterten es uns gegenseitig zu. Jeder flüsterte es mehrmals und kriegte es mehrmals geflüstert. Ueli, so scheint es, wurde einmal geboren, so scheint es. Und Ueli war sogar Soldat, also amtlich festgehalten, Kanonier, schwere Artillerie, ich höre das Keuchen seiner schwindsüchtigen Lunge, wenn ich das Wort »schwer« höre. Irgendeinmal hat man ihn laufen lassen, Ueli war einer, den man laufen läßt. Ueli war ohnehin einer, der bleibt, und er war schon immer da. Nie angekommen. Unvorstellbar, daß er einmal ein Kind war, unvorstellbar, daß er einmal zur Schule ging – vorstellbar, daß

er täglich vom Lehrer verprügelt wurde. Und der Lehrer hätte Uelis Gesicht so wenig beschreiben können wie wir und behauptet, er hätte keines. »Man sieht es ihm schon an«, hätte er gesagt.

Der Wirt aber gegenüber der Kathedrale ist verlogen genug, um zu behaupten, er erinnere sich, wie Ueli reingekommen sei durchs Baseltor, kurz vor Sonnenaufgang, als das Tor geöffnet wurde, oder kurz nach Sonnenuntergang, bevor man es schloß. Er erinnere sich, wie der Torwächter Ueli zugerufen habe »He, du!«, aber der sei weitergelaufen, stehengeblieben erst und dann weitergelaufen. Er erinnere sich, wie sein Vater, der Wirt, vor der Tür gestanden sei – wie immer, wenn das Tor geöffnet wurde, oder wie immer, wenn man es schloß, sagt er –, vor der Tür gestanden sei, die weiße Schürze über dem Bauch glattgestrichen habe, den Kopf geschüttelt habe und gesagt habe: »So einer!« Man habe gewußt, was das zu bedeuten gehabt habe, wenn der Wirt gegenüber der Kathedrale gesagt habe: »So einer!« Was das denn zu bedeuten gehabt habe, fragte man, und man bekam die Antwort, daß man es eben wußte.

So verlogen wie der Wirt ist die Stadt, aufgeputzt und mittelalterlich wie ein Tiroler Ferienort und süddeutsch wie ein Bilderbuch. Den Autos allein ist es zu verdanken, daß Wirte hier vor ihren Türen nicht die Schürzen glattstreichen, und die Stadtväter gehen durch ihre Stadt und winken den Wirten zu, als würden diese ihre Schürzen glattstreichen.

Ist das nicht schön?

Möchte man da nicht leben?

Ist etwa der Turm der Kathedrale kein Wahrzeichen?

Und die Bäcker klopfen vor ihrem Laden das Mehl von ihren weißen Schürzen, und die Apotheker schließen vor ihrem Laden die Stehkragen ihrer weißen Schürzen, und die Lehrer gehen in der Pause vor dem Schulhaus auf und ab, und ihre weißen Schürzen haben kleine Flecken von roter Korrigiertinte.

Die schöne Magelone Lehmann aber – Wilhelms Tochter – betrinkt sich schon wieder. Der Wirt streicht sich über den Bauch, und sie blüht auf im Rausch, bäumt sich auf im Rausch, zieht den Bauch ein im Rausch und sagt: »Er kommt, er muß kommen, ihr könnt mir alle, er kommt.« Für die einen das Zeichen, sich um Magelone zu scharen – die besoffene Magelone als Hoffnung, für die andern, sie zu meiden – die Besoffene als Ärgernis, und alle kennen sich gegenseitig so schlecht und recht wie wir die Polizei und wie die Polizei uns alle. »Der kommt«, sagt Magelone. Inzwischen ist Ueli noch keine paar Meter weitergekommen. Am ersten Wirt vorbei, am ersten Bäcker, am ersten Apotheker vorbei, immer noch das »He, du!« des Torwächters im Ohr, mit jenem schlurfenden Schritt eines Mannes, der die Flucht nie gelernt hat, mit jedem Schritt einen Schritt älter, keuchend, kurzatmig, müde. Magelone kotzt. Der Wirt lächelt. Der Jüngling grinst. Im Säli ist die Vorstandssitzung eines Schützenvereins. Alle sind gegen Paul. Man diskutiert darüber, ob es ins Protokoll soll. Ueli schlurft am zweiten Wirt vorbei.

Ueli kriegt einen Brief. Er soll bei der Einwohnerkontrolle vorsprechen. Ueli kann lesen, er versteht die Wörter, er liest langsam. Er steckt den Brief in die Rocktasche. Er wird ihn schon nicht verlieren. Auf dem Brief steht sein Name »Ueli

Ammon«. Ueli ist der Einzige, der diesen Namen kennt. Der Beamte hat ihn abgeschrieben von einer Karteikarte. Der Wirt, bei dem Ueli nun arbeitet – keuchend eine Kiste in den Keller trägt, keuchend eine Kiste aus dem Keller holt, allzu vorsichtig die Stühle auf die Tische stellt, allzu vorsichtig die Stühle von den Tischen nimmt –, der Wirt fragt ihn, was er da für einen Brief habe. Ueli holt ihn aus der Tasche, gibt ihn her. Der Wirt liest ihn, liest ihn dann vor. Ueli hört nicht richtig zu. Der Wirt sagt: »Du mußt auf die Einwohnerkontrolle.« – »So«, sagt Ueli.

Ein Gast, jener, der den Kopf in den Nacken legt, wenn er spricht, sagt nun – er fragt nicht, er sagt –: »Welches ist denn eigentlich die Einwohnerkontrolle, ist das die bei der Kathedrale oder die im Rathaus oder die hinter dem Baseltor.« Vielleicht sei es aber die bei der Polizei oben, sagt einer. Ueli hat den Brief längst wieder in die Rocktasche gesteckt. Es ist schließlich sein Brief. Man kann hier nicht fragen: »Wo ist die Einwohnerkontrolle?« Dafür ist die Stadt zu klein. Wer so fragt, ist ein Fremder. Man kann nun aber – und das tun sie in der Feuerwehrrhalle – stundenlang darüber diskutieren, welche nun eigentlich die Einwohnerkontrolle sei. Man kann behaupten, wetten, ganz sicher sein, man kann annehmen, vermuten, sich erinnern – man kann inzwischen dem Ueli ein Bier bezahlen und ihn vergessen. »Also früher war sie draußen bei der Baseltorkreuzung.« »Nein, dort, wo sie früher war, das gibt es gar nicht mehr, das Haus, wo sie dort früher war.« General Kosciuszko reitet eben auf seinem weißen Pferd vorbei. Man rennt aus der Feuerwehrrhalle, stellt sich in Reih und Glied und zieht den Hut. Ueli bleibt sitzen. Man schämt sich ein bißchen über das Thema der Einwohnerkontrolle. Vor General Kosciuszko erblaßt das Thema. Ueli erzählte später ab und zu vom Pferd des Gene-

rals, aber jetzt wieder dieselbe Diskussion – vorerst mal den Kopf in den Nacken gelegt – über die Farbe des Pferdes. Ueli legt die Ellbogen auf den Tisch und sinkt langsam hinter sein Bier. Ob er katholisch war, der General? Freisinnig sicher, jedenfalls freisinnig!

Politik war ohnehin eine Sache der Generale. Kosciuszkos Stallburschen Ueli fragte man nie danach. Und wenn Kosciuszko ihn, den Schäßigen und leicht Buckligen, als seinen Kammerdiener vorstellte und erwähnte, daß er ein provenzalischer Adliger sei, dann nahmen die solothurnischen Ratsherren dies als Scherz, und in der Feuerwehrrhalle neckte man Ueli damit, daß er sich dauernd am Hofe der Ambassadoren herumtreibe, einer Frau wegen wohl. Mag sein, daß dies eine Verwechslung mit Casanova war, der sich als Schauspieler am hiesigen Stadttheater mit seinem italienischen Akzent in einem Theaterstück von Racine oder Corneille abmühte. Es gab in dieser Stadt jedenfalls viel adeliges Gesindel, sei es, weil diese Stadt eine große Anziehungskraft auf Heruntergekommene ausübt, sei es, weil sie schließlich doch alle kaputtmacht. Sicher aber ist die Operette hinter den Kulissen nicht so lustig, und hinter den Toren des Ambassadorshofes nehme die Freundlichkeit der Polizisten ab, sagt man, aber von welcher Polizei in welcher Stadt sagt man das nicht?

Geschwätz machte Ueli nur müde, und auf einen Scherz reagierte er nicht mit Lachen, sondern mit einem untauglichen Versuch, sich zu verteidigen, mit einer Handbewegung, kaum ausgeführt, mit einem Satz, der in sich steckenblieb, oder mit einer Bemerkung, die in keinem Zusammenhang mit dem Gespött stehen wollte, die Bemerkung zum Bei-

spiel, daß Hundefleisch, richtig zubereitet, nicht nur gut, sondern auch gesund sei. Und er beharrte darauf. Er beharrte auch ohne Widerspruch darauf, auch wenn die anderen sagten, daß sie schon davon gehört hätten, auch wenn die anderen auf die Deklaration ihres Ekels verzichteten. Wenn aber einer dasaß, der offensichtlich etwas davon wußte, der zum Beispiel sagte: »Wir kannten als Kinder kaum anderes Fleisch«, dann blieb Ueli im nächsten Satz stecken wie einer, der sich plötzlich an nichts mehr erinnert. Ein ähnlich offenes und leeres Gesicht hatte Ueli, wenn er französische Sätze hörte. Sicher verstand er sie nicht, wenn man sich auch erzählte, daß er sich seine Lungenschwindsucht in belgischen Kohlengruben geholt habe. Sein Gesicht aber signalisierte nicht Erinnerung. Ueli hatte irgend etwas vergessen. Er reagierte auch nicht, wenn sich an Wochenenden spät abends zwei drei von jenen pudrigen Franzosen, die sich allesamt Ambassadoren nannten, in die niedrigen Beizen unten beim Landhaus verirrt, ihre Halskrausen etwas öffneten, die Perücke etwas verrutschen ließen, um eher wie Pferdekutscher auszusehen, sich anzubiedern versuchten, dabei aber sehr eng beisammen saßen, hier so verachtet wie die Niederen im Hôtel de la Couronne. Und wenn es ab und zu eine Schlägerei gab, dann entstand um den Tisch der ängstlichen Ambassadoren ein Leerraum, und sie saßen da wie auf einer Tribüne, und der Kellnerin sagten sie Mademoiselle, diese Laffen.

Nur Magelone war eine von uns. Was die so genau tat am Hofe oben, das wußte niemand. Französisch konnte sie und Schreibmaschineschreiben auch, doch war es lächerlich von Madame, sie als ihre Sekretärin auszugeben. Madame konnte ohnehin nicht lesen, und Mage Lehmann soll auch

ein viel gepflegteres Französisch gesprochen haben als sie. »Lächerlich, lächerlich«, sagte Magelone, und wenn sie's dreimal sagte, dann wußte man, daß sie sich nun sehr langsam besaufen wird, daß bald einer von den Lakaien hereinkommen wird, versuchen wird, sie abzuschleppen. Magelone wird eine Szene machen, den Lakaien unanständiger Anträge bezichtigen, und dieser wird mit hochroten Ohren und unter dem Gelächter der Plebejer abziehen. Magelone wird aufblühen, wird nun sagen, daß sie unbedingt eine weiße Kamelie benötige, und zwei drei Trunkenbolde ziehen ab, um Kamelien aufzutreiben, und bringen büschelweise annähernd weiße Blumen zurück, überreichen sie ihr mit unanständigen Verbeugungen, diese Rüpel. Und Magelone sagt: »Bäh«, verläßt das Lokal. Irgendeiner rennt ihr nach – erfolgreich, erfolglos – was soll's.

Ihre Kollegin im Büro wird ihr am Morgen wieder Vorwürfe machen, nicht ausgesprochene, nur angedeutete. Wird auch versuchen, ihr irgendetwas zu entlocken, oder wird auch nur sagen, daß ihr Zigarettenkonsum tödlich sei, oder wird ihr irgendein schlechtes Theaterstück oder einen Film von Fellini oder Ferien an der Adria empfehlen oder sagen: »Mein Freund sagt immer ...« Und Magelone steckt sich eine Zigarette an, und Ueli schläft noch in seinem Zimmerchen. Morgens um fünf ist er schon erwacht, ist durch die Stadt geschlurft, hat irgendwo einen alten Velorahmen gefunden und mitgenommen, Alteisen, immerhin ein Wert. Nun steht der Velorahmen neben dem Bett, und Ueli schläft noch mal und hustet ab und zu. Einmal erzählt er, daß er bei einem morgendlichen Spaziergang, nach Sonnenaufgang, etwas gesehen habe durch ein Fensterchen im Frauenkloster. Da sei ein Kapuziner gewesen, und er habe da etwas ge-

sehen. Er erzählt es nicht begeistert, sondern einfach so. Vielleicht hat er nur gesehen, wie ein Geistlicher mit der Frau Mutter gesprochen hat. Wäre es mehr gewesen, es hätte bei ihm nicht mehr Emotionen ausgelöst.

Magelone soll die Tochter eines Königs von Neapel gewesen sein, eher in dieser Stadt hängengeblieben als irgendwann angekommen. Jedermann wollte mit ihr in der Schule gewesen sein, der eine in Deitingen, der andere in Recherswil, und einer sagte: »Die – und von Neapel!« Daß Casanova sich oft mit ihr unterhalten habe, ohne ihr den Hof zu machen, daß er sich ausgerechnet mit ihr über griechische Philosophie unterhalten habe – wer glaubt's. Aber Vater Nüssli erzählte noch davon, wie er als Kind hier in der Hauptgasse gestanden sei, an der Hand seines Vaters, wenn die neuen Huren in Kutschen durch die Stadt gefahren wurden, wie sie winkten, und viele standen da – zufällig –, und niemand wollte wissen, um was es eigentlich ging, und keiner winkte zurück. Man habe sie abgeholt in Neu-Solothurn am Bahnhof und sie in Kutschen zum Bordell beim Westbahnhof geführt. Etwa 1910 sei es geschlossen worden.

Vater Nüssli erinnert sich noch an eine. An eine mit großem schwarzem Hut und Schleier und einer weißen Blume. Sie habe ihm, dem kleinen Nüssli, zugelächelt, wohl in der Meinung, daß sie einem Kind zulächelt, aber sie hat einem Mann zugelächelt, und der Kleine konnte nächtelang nicht mehr schlafen, und tagsüber habe er sich beim Haus unten beim Westbahnhof herumgetrieben. Es habe ihm niemand gesagt, was das für ein Haus sei. Man habe mit ihm nie über diese Dinge gesprochen, auch später nicht, aber er habe sich doch vorgestellt, wie das wäre, wenn die schwarze Dame

mit ihren Augen und ihrem Busen ihn, den kleinen Nüssli, gefragt hätte, ob er sie heiraten wolle. Er denke oft daran, daß diese schwarze Dame wohl nun tot sei. Später wurde ab und zu ein Lokal geschlossen – und dann immer dieselbe Geschichte mit den besseren Herren und dem Tisch und der Serviertochter nach Feierabend.

Man hat den Feuerwehrkommandanten Nüssli dann auch ausgelacht dafür, daß er mal eine vollbusige Frau aus einem brennenden Haus getragen habe, auf den Armen getragen habe wie ein kleines Kind, und dann mit ihr noch einige Minuten so vor dem Haus gestanden sei und nicht recht gewußt habe, was nun geschehen soll, wie wenn er sich überlegt hätte, ob sie ihm nun gehöre und wie er sie wieder loskriege. Als Magelone hier wieder auftauchte, war Nüssli schon tot, und unter der Tür seines Ladens steht der Nachfolger in weißer Schürze und streitet oder scherzt mit der Polizei darüber, ob es sich beim Auto vor seinem Haus um Ein- und Auslad oder um Parkieren handle. Der Polizist schaut auf seine Uhr – das heißt etwas – und geht.

Nur einmal ist Ueli geblieben, einfach geblieben, trotzig nicht weggegangen: als im Hofe oben die Zigeuner den Ambassadors aufspielten – die Zigeuner, so echt oder falsch wie Zigeuner heute noch sind, und den französischen Herren sah man an, daß es ihnen Mühe machte, sich die Musik gefallen zu lassen, und die solothurnischen Vons und Des wußten nicht so recht, ob ihnen das nun gefallen dürfe, standen rum mit roten Köpfen und hatten als Ausweis ihrer Noblesse nichts anderes anzubieten als ein paar französische Sätze mit einem schönen, gediegenen R in der Kehle und plusterten sich auf, daß sich ihre Gehröcke über dem

Bauch spannten wie die weißen Schürzen der Wirte. Und unten beim Rathaus stand eine schwarze Masse von Leuten, mitunter auch solche, die in französischen Kriegsdiensten ein Bein geopfert hatten und damit den Grundstein legten zum Reichtum und zur politischen Karriere jener rotköpfigen solothurnischen Sklavenhändler, den Grundstein legten zur blühenden Industrie des zwanzigsten Jahrhunderts, ohne es zu wissen. Und der schwindsüchtige Ueli war da, Stallbursche des Generals, geneckt von allen, und er drängte sich vor und rief dem Geiger zu: »Mach noch so einen, Geiger, mach noch so einen!« Und die Polizisten zogen ihre Säbel und drohten der schwarzen Masse. Aber Ueli rief »Bravo!« und stand nun im Niemandsland zwischen der schwarzen Masse und den Bäuchen, und bei jedem Bravo kam er einige Schritte weiter, und als ihn einer der Schergen am Ärmel packte, da riß er sich los und eilte – denn als Rennen konnte man seine Eile nicht bezeichnen – ins Licht der Fackeln und stand da, und – es muß das erste Mal in seinem Leben gewesen sein – er hob seinen Kopf. »Boschur, Boschur«, rief er, ein französisches Wort. Und die Ambassadoren achteten nicht darauf, und die schweinsköpfigen solothurnischen Herren zogen ihre Hälse zu Wülsten und machten im Chor jene Handbewegung aus den Hüften als Befehl an die Schergen, und die besoffene Magelone lachte und rief: »Bravo, mach noch so einen«, und als sich einer der Pudrigen zu ihr neigte und sie zu beschwichtigen versuchte, stand sie auf in der Art, wie es Trinker tun, die zeigen möchten, wie nüchtern sie sind, und sie rief: »Retirez vos mains du Prince de Provence!« Und nun drängte man Magelone sanft zur Seite, und man ließ Ueli stehen, und die Musik der Zigeuner versickerte. Ueli schlief bald ein hinter seinem Bier in der Feuerwehrrhalle. Der Wirt sagte: »Ueli ist

müde.« Das war als Mitteilung an die anderen Gäste gemeint. Hier ließ man ihn schlafen.

Und alle, die einmal hier waren, kehren zurück, immer wieder, man kommt gern zurück nach Solothurn – und jedes Mal ein bißchen älter, ein bißchen müder. Und Niklaus Wengi sitzt rum und versucht, sich ans sechzehnte Jahrhundert zu erinnern, ist Mitglied der Altstadtkommission und verlangt an der Sitzung ausdrücklich und mit Nachdruck, daß sie schön werde, diese Stadt, so daß man werde stolz sein dürfen, und daß die Fremden kommen, daß endlich die Fremden kommen, endlich jemand kommt, der nicht schon da war. Man sagt, daß es dem Hausburschen Ueli gar nicht aufgefallen sei, als sie das Bordell unten beim Westbahnhof schlossen, daß er noch wochenlang mit einem feuchten Lappen durchs Haus gegangen sei und da und dort damit über einen Sims gefahren habe, daß er immer noch Kisten in den Keller getragen habe und Kisten aus dem Keller geholt, keuchend und langsam. Die letzten Huren seien nicht in Kutschen weggeführt worden, sie hätten sich einzeln davongeschlichen, und Magelone habe Ueli einen Ring in die Hand gedrückt. Er habe ihn lange aufbewahrt, bis er ihn versetzt habe bei einem Herrn Busant, oder wie der geheißen habe. Inzwischen wird die Stadt geputzt, geplättelt, aufgemöbelt, angefärbt, und die Mädchen warten am Baseltor auf die Fremden, auf die, die noch nie da waren. Magelone sagte immer, daß er kommt. Und die Stadt Solothurn heißt die Delegierten des eidgenössischen Sängervereins willkommen, der Stadt Solothurn ist es eine Ehre, die Schweizer Unteroffizierstage durchzuführen, die Schriftsteller sind in Solothurn, die Cineasten sind in Solothurn, Napoleon war da und Casanova, und alle kommen wieder, und alle sind